

Die Bedeutung der Aggression

Aggression: Weder Bestimmung des Menschen noch sein Schicksal

Aggression ist ein zentraler Bestandteil des Lebens, und sie wird es bleiben. Ihr neurobiologischer Zweck liegt darin, Schmerz ab zu wenden.

Studien zeigen, dass das menschliche Gehirn soziale Isolation und den Verlust von Beziehung ebenso als Schmerz bewertet wie physischen Schmerz. Dies hat eine erweiterte Funktion der Aggression zur Folge: Sie hat- neben der Abwehr von physischen Schmerz- nun auch die Aufgabe, Beziehungen zu schützen, den Verlust von Bindung zu vermeiden und Störungen in den Beziehungen zu regulieren. Dort, wo die Gestaltung von Beziehungen für Menschen- aus welchen Gründen auch immer- gänzlich unmöglich ist, kommt es zu einem massiven Anstieg der Gefahr aggressiver Verhaltensweisen. Die Gründe, die dazu führen , dass Menschen keine Beziehungen eingehen können oder dass ihnen diese vorenthalten bleiben, sind unterschiedlicher Natur. Soweit einzelne Personen betroffen sind, liegen sie entweder in fehlenden oder problematischen Bindungserfahrungen in der Prägungsphase des Lebens oder in Traumatisierungen.

Erlebte Aggression erhöht das Risiko, selbst aggressiv zu agieren. Aber nicht nur bei einzelnen Personen, sondern auch bei Menschengruppen steigt das Risiko aggressiven Verhaltens vor allem dann, wenn kein Leben gelebt werden kann, das Bindungen und Beziehungen beinhaltet. Ursachen hierfür können einerseits extreme wirtschaftliche Not, aber auch Traumatisierungen sein, die einer Gruppe (Volk) als Ganzes zustoßen oder zugefügt werden.

Da Aggression die Tendenz hat, weitere Aggression hervor zu rufen, ergeben sich sowohl zwischen Einzelpersonen als auch zwischen Gruppen (und Völkern) häufig Kreisläufe der Gewalt, aus denen schwer heraus zu finden ist. Eine zentrale Rolle spielen hier Hilfestellungen zur Streitschlichtung von dritter Seite. Nicht zuletzt aufgrund ihrer primär auf Kooperation gerichteten Orientierung erleben Menschen- auch wenn sie selbst nicht direkt beteiligt sind- fortgesetzt Aggressionen als starken emotionalen und neurobiologischen Stressor.

Die tiefe neurobiologische Verwurzelung des Versöhnungs- und Kooperationsmotivs zeigt sich daran, dass auch bei Säugetieren Streitschlichtungen zu beobachten sind.

Die Erörterung von Wegen und Methoden der Streitschlichtung (zwischen Personen) und Friedenssicherung (zwischen politischen Gruppen) würde hier den Rahmen sprengen.

Bei beziehungs- und friedenenfähigen, meist selbst traumatisierten Einzelpersonen reichen herkömmliche Methoden, Aggressionen abzubauen, nicht aus.

In solchen Fällen ist systemische ausgerichtete psychotherapeutische Hilfe notwendig.

Aggression ist weder eine Bestimmung des Menschen noch sein Schicksal. Die Bestimmung des Menschen ist es, ihn tragende Beziehungen zu finden und diese

zu bewahren und zu schützen. Die Fähigkeit zur Aggression versetzt Menschen in die Lage, Beziehungen gegen Angriffe zu verteidigen und Störungen innerhalb von Beziehungen

Zu regulieren.

Die Beachtung des Zusammenhangs zwischen Beziehungs- und Bindungsgeschehen einerseits und aggressiven Impulsen andererseits eröffnet die Möglichkeit, das Entstehen schwerwiegender oder chronischer Aggressionen zu vermeiden.

Wenn Menschen auf Zuwendung und tragende Beziehungen ausgerichtete Wesen sind, welche Rolle spielt

dann die Aggression? Sollte sie unter allen Umständen bekämpft oder gesundgebetet werden?

Keineswegs. Aggression steht im Dienste sozialer Beziehungen, sie dient deren Verteidigung. Sie kommt immer dann ins Spiel,

wenn Bindungen bedroht sind, wenn sie nicht gelingen

oder fehlen. Menschen, die eine für sie wichtige Beziehung gefährdet sehen, denen Vertrauen entzogen wird

oder die aus einer Gemeinschaft ausgeschlossen werden,

reagieren mit Aggression. Einschätzungen von dieser

Tragweite sollten nicht auf Intuition, sondern auf wissenschaftlichen Beobachtungen basieren. Eine der neueren

Studien zu dieser Frage stammt von Ragnar Beer vom Institut für Psychologie in Göttingen. Er konnte in einer

groß angelegten Untersuchung zeigen, dass Personen, die

mit einer schweren Bedrohung ihrer Partnerschaft konfrontiert waren, zu einem hohen Prozentsatz mit Aggressivität reagieren.

Der Zusammenhang zwischen Beziehungsgeschehen

und Aggression ist aber auch neurobiologisch nachweis-

bar. Ein Beispiel hierfür ist die Beobachtung des US-Forschers Paul Zak, der zeigen konnte, dass das Misstrauen,

das einer Person entgegengebracht wird, den Blutspiegel eines wichtigen Aggressionshormons ansteigen lässt.

Zak führte ein Experiment durch, bei dem sich zwei Testpersonen auf eine geschäftliche Vereinbarung einlassen

konnten: Person A bekommt vom Leiter des Experiments

einen Geldbetrag. Sie kann einen beliebigen Teil davon

investieren, indem sie ihn an Person B abgibt, bei der sich

das investierte Vermögen vermehrt. Denn der an Person

B ab gegebene Betrag wird vom Leiter des Experiments

verdreifacht. Wie im richtigen Leben, so ist die Investition von Person A (das heißt die Abgabe eines Teils ihres

Betrags an Person B) auch hier Vertrauenssache. Denn

Person B, die nun im Besitz der verdreifachten Summe ist,

darf frei entscheiden, welchen Teil des vermehrten Vermögens sie an Person A zurückgibt. Da der Ablauf des

Experiments beiden Teilnehmern zu Beginn mitgeteilt

Wurde, war es eine reine Frage des Vertrauens, wie viel

Geld Person A zu Beginn des Experiments Person B übergeben würde. Die Forschergruppe um Paul Zak interessierte es nun, wie Partner B auf das ihm entgegengebrachte - oder nicht entgegengebrachte - Vertrauen von Person A reagiert.

Das Ergebnis war: Eine hohe Investition von A ließ bei B das Vertrauenshormon Oxytozin

ansteigen. Geringes Vertrauen oder Misstrauen führte bei Person B dagegen zu einem Anstieg des Aggressionshormons DHT. Experimente wie diese zeigen: Vertrauen schafft Vertrauen. Misstrauen und Ablehnung begünstigen Aggression.

Aggression durch Zurückweisung:

»It you can't join them, beat them«

Die Idealisierung des Kampfes und die Überzeugung, Erfolg setze vor allem anderen Aggression voraus, hat sich

bis heute hartnäckig gehalten. »If you can't beat them, join them «: (Nur) wenn du die anderen nicht schlagen

kannst, gehe ein Bündnis mit ihnen ein. Dieses Sprichwort, dessen angloamerikanischer Ursprung kein Zufall

ist, spiegelt das bereits erwähnte, über hundertjährige

Missverständnis über den Stellenwert der Aggression wider.

Demnach sollte man sich nur dann, wenn aggressive

Strategien nicht zum Ziel führen, sozusagen als zweit-

beste Wahl oder im Sinne einer Notlösung eben die an-

deren zu Bündnispartnern machen. Neuere psychologische und neurobiologische Forschungsergebnisse legen es

nahe, das Sprichwort vom Kopf auf die Füße zu stellen:

»If you can't join them, beat them « Diese Neuformulierung stammt von der kalifornischen Aggressionsforscherin Jean Twelge: Nur wem es nicht gelingt, von anderen akzeptiert zu werden, Anschluss an eine Gemeinschaft zu finden, oder wer vom Verlust von tragenden Beziehungen bedroht ist, wird dazu übergehen, mit Aggression und

Kampf zu antworten (falls sich die Reaktion nicht in

Trauer oder Depression erschöpft). Studien zeigen, dass

Gewalthandlungen - sowohl bei Kindern und Jugendlichen als auch bei

Erwachsenen - vor allem dann eintreten, wenn Personen bedeutsame Bindungen abhandeln zu kommen drohen oder wenn eine Gemeinschaft sie nicht aufnehmen will oder ausstößt.

Aggressionsursache Schmerz

Warum reagiert der Mensch auf gefährdete Beziehungen ausgerechnet mit Aggression? Für die Annahme, dass die

Ursprünge der Aggression im Überlebenskampf gegen

andere begründet sind, gibt es keine wissenschaftlichen

Beweise. Vielmehr besteht die ursprüngliche Funktion

der Aggression - dafür liegen wissenschaftlich gesicherte

Daten vor - in der Bewahrung der Unversehrtheit des

eigenen Organismus und in der Abwehr von Schmerz.“

Schmerz ist ein Zeichen, ein Signal, das dem eigenen Organismus eine ihm nicht zuträgliche Situation meldet, damit Handlungen bzw. Verhaltensänderungen veranlasst

werden, die eine Verbesserung der Situation des Organismus zum Ziel haben - und damit zugleich auch eine Lösung des Schmerzsignals. Falls sich dem Organismus keine eindeutigen Lösungen zur Abwehr von Schmerz anbieten (wie etwa das Zurückziehen eines Körperteils von einem zu heißen Gegenstand), kommt es zu Aggression.

Schmerz als Hauptursache für Aggression gegenüber anderen ist eine sowohl bei Tieren als auch beim Menschen wissenschaftlich belegte Tatsache. Dies gilt auch dann, wenn der Schmerz gar nicht durch diejenigen verursacht wurde, gegen die sich die Aggression richtet. Dass Schmerzen Aggression hervorrufen, ist intuitiv nachvollziehbar.

Warum aber rufen auch bedrohte oder verloren gegangene Bindungen Aggression hervor?

Neurobiologische Untersuchungen haben im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen sozialer Zurückweisung und Aggression eine interessante Antwort zutage gefördert: Sozial »konstruiertes« Lebewesen wie der Mensch reagieren auf den Ausschluss aus der Gemeinschaft nahezu identisch wie auf körperlicher: Schmerz.

Das Gehirn macht zwischen »social pain« (sozialem Schmerz) und »physical pain« (körperlichem Schmerz) kaum einen Unterschied. Soziale Isolation wird vom Körper also nicht nur psychisch, sondern auch neurobiologisch als Schmerz erlebt und mit einer messbaren biologischen Stressreaktion beantwortet.

Wie schon erwähnt, konnte eine Arbeitsgruppe um Naomi Eisenberger mittels funktioneller Kernspintomographie nachweisen, dass soziale Isolation wichtige Teile der neuro-

biologischen Schmerzzentren des Gehirns aktiviert. Laura

Stroud und andere fanden heraus, dass soziale Zurückweisung nicht nur die Emotionszentren des Gehirns alarmiert, sondern auch einen Anstieg des Blutdrucks und des Stresshormons Cortisol zur Folge hat. Zum

Funktionszusammenhang zwischen (verloren gegangener) Bindung und Aggression passen Befunde aus Experimenten mit Tieren, bei denen man auf gentechnischem Wege den für soziale Bindungen wichtigen Botenstoff Oxytozin ausschaltete. Sie zeigten ein markant aggressives Verhalten.“

Der Organismus sozial ausgerichteter Lebewesen betrachtet also keineswegs nur ausreichende Nahrung und

die Abwesenheit von körperlichem Schmerz als unabdingbare Voraussetzung seiner biologischen Unversehrtheit.

Bindung und soziale Akzeptanz sind - aus biologischer Perspektive! - ebenso unverzichtbar. Dies erklärt, weshalb Beschädigungen von Beziehungen, falls dem betroffenen Individuum keine anderen Reaktionsweisen zur Verfügung stehen, ebenso mit Aggression beantwortet werden wie Nahrungsmangel oder körperlicher Schmerz.

»Geborene Verbrechen«?

Die Bedeutung von Lebenserfahrungen für die

Entwicklung von Aggression

Hypothesen, denen zufolge die Bereitschaft zu Gewalttätigkeit angeboren und Kriminalität sozusagen durch die

Gene determiniert sei, sind seit einiger Zeit wieder verstärkt in Mode, nachdem sie bereits vor dem Zweiten Weltkrieg jahrzehntelang Hochkonjunktur hatten.

Renommierte Institute widmen der Suche nach Cesare Lombrosos »geborenem Verbrecher« heute wieder große Summen von Forschungsgeldern und untersuchen dabei unter anderem Familien, die über drei Generationen hinweg rechtskräftig verurteilte Verbrecher hervorgebracht haben. In der Annahme, kriminelles Verhalten habe mit nicht steuerbarer Triebhaftigkeit zu tun, konzentrieren

sich diese Wissenschaftler auf Gene, die in den Stoffwechsel von Botenstoffen involviert sind, die auch bei den Motivationssystemen eine Rolle spielen. Dies betrifft insbesondere den Stoffwechsel der Antriebsdroge Dopamin.

Die Tatsache, dass sich bei einem Gen, das für den Abbau von Dopamin verantwortlich ist“, genetische Varianten fanden, die mit einem geringfügig verzögerten Abbau von

Dopamin einhergehen, wurde mit dem Risiko erhöhter Triebhaftigkeit und - entsprechend dieser Logik - mit krimineller Gefährdung in Verbindung gebracht. Befunde

dieser Art können allenfalls sehr allgemeine Eigenschaften des Temperaments eines Menschen betreffen, im Falle

eines verminderten Abbaus von Dopamin etwa eine verstärkte generelle Motivationsbereitschaft. Dies wurde

sich dann aber auf die Motivation zu künstlerisch-kreativen oder wissenschaftlichen Leistungen ebenso auswirken wie auf die Motivation zu kriminellen Handlungen.

Selbst wenn es genetische Determinanten für kriminelles Verhalten gäbe (was nicht der Fall ist), stellte sich die

Frage, welche Konsequenzen man eigentlich aus den zutage geförderten Befunden ziehen sollte.

Den Weg aus der einst von Cesare Lombroso eingeschlagenen Sackgasse weisen Arbeiten wie jene, die Dario

Maestriperi von der Universität Chicago kürzlich im

Wissenschaftsjournal >PNAS< publizierte. Seine Untersuchungen konnten den entscheidenden Einfluss selbst erlebter Gewalt auf die Entwicklung eigenen aggressive Verhaltens nachweisen. Gewaltbereitschaft entsteht vor allem dadurch,

dass Individuen selbst Gewalt erlebt haben. Maestriperi beschäftigte sich in einem Primatenzentrum mit Affenmüttern. Die meisten Affenmütter zeigen

gegenüber ihrem Nachwuchs - über mehrere Schwangerschaften hinweg - ein durchgehend behütendes, fürsorgliches Verhalten. Einige hingegen behandeln

ihre jungen von der Geburt an grob, willkürlich und gewalttätig, wobei auch dieses Muster über mehrere Schwangerschaften

hinweg bestehen bleibt. Maestriperi bildete nun zwei

Gruppen von schwangeren Müttern, wobei er der einen

Hälfte der fürsorglichen Mütter nach der Geburt die

leiblichen Kinder beließ, während er der anderen Hälfte der (fürsorglichen) Mütter unmittelbar nach der Geburt die leiblichen Kinder wegnahm und ihnen stattdessen - gleichsam zur Adoption - Säuglinge gab, welche die gewalttätigen Mütter geboren hatten. Umgekehrt durfte in der Gruppe der gewalttätigen Mütter nur die Hälfte ihre leiblichen Kinder behalten, während die andere Hälfte unmittelbar nach der Geburt Säuglinge der fürsorglichen Mütter zugeteilt bekamen. Nach dem Ende ihrer Kindheit wurden die jungen Affen von den Müttern getrennt und unter gemeinsamen äußeren Bedingungen gehalten. Als sie die Geschlechtsreife erreicht hatten, ließ Maestriperi die weiblichen Nachwuchstiere dieser Generation schwanger werden und beobachtete, wie diese nun ihrerseits mit ihren Säuglingen umgingen. Das Ergebnis: Alle Muttertiere, die ihre Säuglingszeit bei fürsorglichen Müttern verbracht hatten, behandelten ihren eigenen Nachwuchs ihrerseits fürsorglich. Dieses Verhalten der Muttertiere war also von ihrer eigenen leiblichen Herkunft unabhängig, das heißt, nicht davon beeinflusst, ob sie die Gene von fürsorglichen oder gewalttätigen Müttern hatten. Bei jenen Muttertieren aber, die ihrerseits bei gewalttätigen Müttern aufgewachsen waren, zeigte sich in der Mehrheit der Fälle“ gewalttätiges Verhalten gegenüber dem eigenen Nachwuchs, und zwar auch dann, wenn die Muttertiere leibliche Kinder von friedlichen Müttern gewesen waren und demnach deren Gene trugen. Wenn es um Verhalten geht, haben biographische Erfahrungen - vor allem solche in der Lernphase des Lebens - offensichtlich eine stärkere Wirkung als die genetische Abstammung. Eine ganze Serie von jüngeren Studien, unter anderem von einer Arbeitsgruppe des amerikanischen Verhaltensforschers Craig Anderson, zeigt, dass dort, wo Aggressivität im Sinne eines durchgehenden Verhaltensmusters auftritt, neben selbst erlittenen Gewalterfahrungen insbesondere auch Lernprozesse - und hier neuerdings auch der Konsum von Gewaltvideos und so genannten Killerspielen - eine entscheidende Rolle spielen.“

Entstehung von Aggression:

Fünf Varianten

Aggression ist kein Selbstzweck. Abgesehen von den Fällen, in denen Gewalt als krankhaftes, meist durch extrem negative Erfahrungen erzeugtes Verhaltensmuster auftritt, steht Aggression immer im Dienste des Strebens nach Anerkennung, Beziehung, Kooperation und sozialer Zugehörigkeit. Von anderen akzeptiert zu sein stellt,

wie ausführlich erörtert, nicht nur ein psychisches, sondern ein biologisches Grundbedürfnis dar. Wo Aggression stattfindet, geht es - direkt oder indirekt - immer um das Bemühen um gelingende Beziehung, um die Verteidigung einer Beziehung oder um eine Reaktion auf ihr Scheitern.

Dieser Zusammenhang zeigt sich in fünf unterschiedlichen Varianten, wobei die **erste Aggression**, im Dienste der Verteidigung bestehender Beziehungen steht.“ Beziehungen, die von den Beteiligten nicht nach außen verteidigt werden, haben eine schlechte Prognose. Siehe auch: Loyalitätsprinzip.

In der **zweiten Variante** geht es um Aggression, deren Motive im Kampf um Liebe oder Anerkennung liegen, zum Beispiel unter Geschwistern (um die Liebe der Eltern) oder unter Kollegen und Kolleginnen (zum Beispiel um die Anerkennung von Vorgesetzten). Gemeinschaften, welche die Ressourcen Liebe und Anerkennung zu knapp halten, vergeuden einen großen Teil ihrer Energie durch Konflikte dieser Art.

Die **dritte Variante** ist die Aggression innerhalb von Beziehungen. Beziehungen haben die Tendenz, sich im Verlauf der Zeit zu verändern. Unter dem äußeren Anschein einer fortbestehenden Partnerschaft können sich Dysbalancen mit einer ungleichen

Verteilung von Vorteilen und Nachteilen entwickeln (oder geben und Nehmen), welche die Bindung zum Gefängnis machen und damit gefährden. Solche Dysbalancen können nicht nur in Zweierbeziehungen, sondern in jeder Art von sozialer Gemeinschaften entstehen. Aggression kann hier ein wichtiges Signal sein, um für eine Korrektur zu sorgen mit dem Ziel, die Identität der einzelnen Person gegenüber anderen zu wahren und dadurch Beziehung zu sichern.¹¹

Ein besonders interessanter Zusammenhang zwischen Bindung und Aggression zeigt sich in einer

Vierten Variante. Bei ihr geht es um Aggression, die gemeinschaftlich ausgeübt wird und deren - meist unbewusster - Zweck darin besteht, Gemeinschaft durch gemeinsamen Kampf herzustellen. Diese Spielart betrifft nicht nur Gewalt, wie sie von Jugendbanden ausgeübt wird, sondern auch Kampf- oder Kriegskameradschaften. Die von vielen Soldaten zeitlebens wiedergegebenen, erlittenes Leid und eigene Traumatisierungen verklärenden Erinnerungen sind Ausdruck eines gerade unter Todesgefahr manchmal fast ekstatischen Gemeinschaftserlebens. Auf den nicht leicht zu erkennenden Zusammenhang zwischen Kampf und Gemeinschaftserleben weist auch das Ergebnis einer jüngeren Studie eines US-Psychiaters hin, der einige Jahre für einen amerikanischen Geheimdienst gearbeitet und die Lebensläufe der vierhundert islamistischen Topterroristen analysiert hat. Bevor sich die Betroffenen einer Terrorgruppe angeschlossen hatten, so seine Analyse,

handelte es sich durchweg um fern von ihrer Heimat unter sozialer Isolation lebende und dringend nach Gemeinschaft suchende junge Leute arabischer oder fernöstlicher Herkunft. Da ihnen aber diese Gemeinschaft in den westlichen Ländern, in denen sie lebten, offenbar versagt blieb, hatten sie der Studie zufolge den Anschluss dann

im Umfeld radikalierter religiöser Gruppierungen gefunden, aus denen sie sich nicht mehr lösen konnten oder wollten, nachdem sie erkannt hatten, wohin die Reise in diesen Gruppen für sie gehen sollte.“

Die fünfte Variante der Aggression geht von Menschen aus, die entweder aufgrund schwerer Verwahrlosung keinerlei gute Beziehungserfahrungen machen konnten,

durch selbst erlittene massive Gewalt traumatisiert wurden oder eine intensive »Lerngeschichte« in Sachen Gewaltausübung hinter sich haben. Meistens liegt, wie bei Vielen Gewalttätern oder bei den Kindersoldaten in verschiedenen Regionen der Dritten Welt, eine Kombination der genannten Umstände vor. Früh im Leben erlebter

Mangel an Zuwendung hat - neben anderen Störungen

im sozialen Verhalten - vermehrte Aggressivität zur

Folge. → Wo und wann immer Aggression zu beobachten

ist, lässt sie sich mindestens einer der genannten fünf Varianten zuordnen.

Aggression steht - ob direkt oder indirekt - immer in funktionalem Zusammenhang mit dem

Grundbedürfnis des Menschen nach Beziehung und ist diesem Bedürfnis unter- oder nachgeordnet.

Männliche und weibliche Aggression

Aggression kennt - unabhängig vom funktionalen Zusammenhang, in dem sie jeweils auftritt - unterschiedliche

Ausdrucksformen. In ihrer zivilen, sozial verträglichen

Form wird sie sich in der Regel im Rahmen eines - bei

Menschen in der Regel sprachlichen – kommunikativen

Prozesses abspielen. Der Vorteil der sprachlichen Auseinandersetzung liegt darin, dass sie zugleich auch der

beste Weg ist, eine Streitschlichtung herbei zu führen In

vielen Fällen geht sie allerdings darüber hinaus und impliziert Gewalt, wobei diese Form der Aggression in der

Regel keine dauerhafte Lösung von Beziehungsproblemen oder sozialen Konflikten ermöglicht, sondern selbst

zum Ausgangspunkt von Störungen und weiterer Aggression wird.

Aus neueren Studien geht hervor, dass sich aggressives

Verhalten bei Männern und Frauen unterschiedlich äußert. Auch wenn

Untersuchungen, unter anderem die

einer britischen Arbeitsgruppe um John Archer, behaupten, dass nicht nur

Männer, sondern auch Frauen in erheblichem Umfang körperliche Gewalt

anwenden, dürften Männer in dieser Hinsicht doch einen bedauerlichen ersten

Platz innehaben. Frauen bedienen sich,

wie entsprechende Studien zeigen, im Vergleich zu Männern in höherem Maße der so genannten relationalen Gewalt, das heißt, sie scheinen im Falle von aggressivem Verhalten kommunikative Methoden vorzuziehen, zum Beispiel indem sie Missverständnisse erzeugen und dem Ansehen oder der Beliebtheit anderer Menschen Schaden zufügen“

Aggression in Partnerschaft und Familie

Die zentrale Bedeutung des Bindungsbedürfnisses erklärt, warum Gewalt als Folge aktivierter Aggression überall dort eine besondere Rolle spielt, wo bestehende Beziehungen gefährdet sind. Selbstverständlich kann dies Gewalt nicht im Geringsten rechtfertigen. Die Beendigung oder der Verlust von Bindungen gehört zu den unvermeidlichen Tatsachen des Lebens.“ Im Gegensatz dazu sind Zuwendungsdefizite, Beziehungsmangel, soziale Verwahrlosung und Gewalterfahrungen, wie sie immer mehr Kinder und jugendliche erleben, keine unvermeidlichen Tatsachen des Lebens.“ Rolf Loeber von der psychiatrischen Abteilung der University of Pittsburgh hat zusammen mit neun Kollegen aus sechs verschiedenen Forschungszentren in einer groß angelegten Studie analysiert, welche Umstände einen statistischen Vorhersagewert dafür haben, ob jugendliche Gewalthandlungen begehen (insgesamt wurden 1500 jugendliche untersucht; 33 von ihnen hatten Morde begangen, 193 waren wegen schwerer Gewalttaten verurteilt worden, 498 weitere hatten schwere Gewalttaten ausgeübt, ohne dafür belangt worden zu sein. Als die beiden stärksten Aggressionen und Gewalt begünstigenden Einflussfaktoren erwiesen sich selbst erlittene Gewalt und fehlende menschliche Beziehungen in der Herkunftsfamilie. Außerdem spielte die Tatsache eine Rolle, dass jugendliche in kriminellen Gruppen neue Bindungen gefunden hatten, so dass Gewalt für die Täter gleichsam zum »verbindenden Element« wurde (siehe Seite 84, »Variante 4<<). Gesellschaften, die es zunehmend für verzichtbar halten, dass Kinder und Jugendliche verlässliche Bezugspersonen haben, die ihnen Zeit und Zuwendung schenken, und die keinen Anstoß daran nehmen, dass junge Leute privat und beruflich zunehmend entwurzelt leben, werden dafür einen hohen Preis bezahlen. Gerade der Zeit um die Pubertät kommt aus neurobiologischer Sicht besondere Bedeutung zu, da in dieser Altersstufe der biologische »Fingerabdruck«, den Erfahrungen der frühen Kindheit im Gehirn hinterlassen haben, nochmals revidiert und neu geschrieben werden kann, allerdings nur dann, wenn jugendliche in einer Umwelt leben, die sie fordert und fördert. Wenn ein immer größerer Teil der Kinder keine verlässlichen Beziehungserfahrungen machen kann, nur auf Desinteresse stößt und sich als überflüssig erlebt, ist das, was an Jugendgewalt derzeit in allen westlichen Ländern zu beobachten ist, möglicherweise nur ein Vorgeschmack.“